



„Schreiben Sie keine weinerliche Geschichte über mich“: Natürlich war das Leben schlimm, bevor sie weglief. Aber jetzt ist sie glücklich, sagt sie. Sie trägt ihr Haar offen – und manchmal trinkt sie auch ein Bier.

FOTO: REGINA SCHMEKEN

Am Telefon sagt sie, ja, klar, sie will sich treffen und alles erzählen. „Vielleicht lernen ja andere Mädchen von meiner Geschichte.“ Aber eine Bedingung stellt sie: „Schreiben Sie keine weinerliche Geschichte über mich, dass die Leute das lesen und denken, ach, die Arme. Das bin ich nämlich nicht, arm dran.“

In einem Café möchte sie sich nicht treffen, zu viele, die zuhören könnten. In ihrer Mädchen-WG geht es auch nicht. Niemand weiß dort, wer sie ist, woher sie kommt, was ihre Geschichte ist. Mitbewohnerinnen könnten Dinge aufschneiden, das Risiko will sie nicht eingehen. Sie hat eine neue Telefonnummer, nur wenige besitzen sie. Ihre alte Sim-Karte hat sie sofort weggeworfen, als sie im Zug saß, um die Frau von Papatya zu treffen. Sie hat auch ihr Facebook-Konto gelöscht. Diese Spur zu verwischen, ist ihr sehr schwergefallen. Sie hatte Hunderte Freunde, sie fotografiert. Es gab Zeiten, in denen hat sie jeden Tag ein Bild hochgeladen und 50 Likes bekommen. Sie fotografiert noch immer, die Bilder sieht jetzt kaum noch jemand.

Ihr richtiger Name darf nicht in der Zeitung stehen. Sie entscheidet sich für Jamina, der Name kommt im Koran vor. Er steht für Glück und Gerechtigkeit. Sie findet, das passt. Seit ihrer Flucht von zu Hause versucht sie, keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Jeder Tag ist eine Ansammlung von Abwägungen. Manchmal hat sie Angst, entdeckt zu werden an dem Ort, an dem sie jetzt lebt. Manchmal ist sie erfüllt von einem Gefühl der Leichtigkeit. „Es ist eigentlich ganz einfach, ein neues Leben zu beginnen. Ich musste mich nur trauen.“ Ein schöner, warmer Sommertag, sie hat ein Treffen in einem Park vorgeschlagen. Es ist Vormittag, sie trägt Shorts, einen schwarzen Sommerpulli, Sandalen, sie zeigt viel Haut. Säge ihr Vater sie in so einer Hose, würde er sie verprügeln.

Vor 388 Tagen ist sie von zu Hause abgehauen. Es war ein Samstag. Sie hat der Mutter gesagt, ich habe ein Treffen mit meiner Kunstklasse. Wann kommt du wieder, hat die Mutter gefragt. Jamina stockt mitten im Erzählen, Tränen, eine U-Bahn rattert am Park vorbei. Der U-Bahn-Lärm hilft ihr, sie erzählt weiter. Am Nachmittag, habe ich ihr gesagt, am Nachmittag.

Vor 388 Tagen ist sie weg von zu Hause. Sie schaut sich die Zahl an, glaubt es selber nicht, schon krass

Jamina hat ihre Mutter seit diesem Samstagmorgen nie wieder gesehen. Sie selbst zählt die Tage nicht, ihr Handy tut das für sie. Am Tag ihrer Flucht hat sie darauf einen Zähler aktiviert. Manchmal betrachtet sie die Handy-Zahl und denkt: Fühlt sich krass an. Bin ich jetzt wirklich schon seit 388 Tagen frei?

An diesem Tag im Park setzt sich Jamina auf eine blühende Wiese unter einer Brücke, die Brücke spendet Schatten. Sie strahlt, wenn sie redet, streicht ihr dunkles Haar aus dem Gesicht, ihre Augen suchen die ihres Gegenübers. Es ist ein offener Blick. Einer, der sagt: Ich weiß, was ich will, und ich weiß, was ich nicht will.

Zu Hause, bei den Eltern, hatte sie ihren Blick oft gesenkt, aus Angst. Zu Hause durfte sie keine Fehler machen, ihr Vater war

unerbittlich. Fehler waren: Widerworte, Unordnung, Unpünktlichkeit. Jamina und ihre drei Geschwister sollten funktionieren. „Wahrscheinlich deshalb erlaube ich mir jetzt, Sachen zu vergessen oder zu wechseln“, sagt sie. Vor einer Woche hatte sie einen Termin bei ihrer Therapeutin, es war nicht ihr erster. Sie stand auf der Straße und ihr fiel einfach nicht mehr ein, wo die Praxis ist. Anrufen konnte sie nicht, ihr Handy-Guthaben war alle. Genug Geld, um die Karte aufzuladen, hatte sie nicht dabei. Sie ließ den Termin sausen.

Ihre Therapeutin war nicht böse deswegen, sie habe ihr gesagt, das sei normal, dass sie Dinge vergesse. So etwas komme vor, wenn der Vater in der Familie so einen Druck aufbaut, dass alle Angst haben, etwas falsch zu machen.

Was sie sauer macht? Dass keiner was sagte. Haben doch alle das Geschrei gehört – und die Schläge

17 Jahre lang ist Jamina mit dieser Angst morgens aufgestanden und abends schlafen gegangen. Die Angst hat sie in die Schule begleitet und auch, wenn sie sich nachmittags mit Freundinnen getroffen hat. Die Angst war im Wohnzimmer und in der Küche. „Für uns war das, was zu Hause passiert ist, ein großes Geheimnis. Nichts haben wir gesagt, mit niemandem darüber geredet.“ Dabei hätte sich Jamina so sehr gewünscht, dass man ihr hilft, dass man sie und die Geschwister und die Mutter von der Angst befreit. Oft stand die Polizei vor der Wohnungstür, wenn der Vater so laut gebrüllt und geschlagen hat, dass es jeder hören konnte, dass es jeder hören musste. „Aber niemand von unseren Nachbarn hat je etwas getan. Ich meine, wenn man eine Mutter und ihre Kinder weinen hört, kann man sich doch denken, dass es die Kindern nicht gutgeht!“ Dass nie jemand von den Nachbarn das Jugendamt eingeschaltet hat, „macht mich echt sauer“. Sie sitzt im Schneidersitz und weint.

Das letzte Mal Angst hatte Jamina, als sie vor 388 Tagen den Zug bestieg, der sie an den neuen Ort gebracht hat. Der Zug stand noch ein paar Minuten auf dem Gleis, qualvolle Minuten waren das. Was, wenn mein Vater mich entdeckt? Wenn ich meinen Deutschlehrer treffe? Als die Türen schließen, beginnt Jamina zu weinen. „Eigentlich habe ich die ganze Zugfahrt lang geweint“, sagt sie, unter der Eisenbahnbrücke, an diesem Sommertag, und sie sucht ein Taschentuch, kann aber keines finden.

Wie sie ihr Zuhause beschreiben würde? „Zu Hause“, sagt sie, „war es nie ausgelassen schön.“

Wenn Jamina von ihrem Vater redet, verwendet sie die Vergangenheitsform, als lebte er nicht mehr. Er war ein schlauder

Mensch. Er war der älteste von elf Brüdern. Er wusste immer voll viel. Sie nimmt ein paar Anläufe, wenn sie von ihm erzählt. Sie will von ihm erzählen und sie will nicht von ihm erzählen. Zu viele Erinnerungen. Der neue Ort, an dem sie jetzt lebt und an dem sie zur Schule geht, weil sie Abitur machen und an eine Kunsthochschule gehen möchte, ist auch: ein Gegenwartsgerüst. Jaminas Vergangenheit hat hier keinen Platz.

„Es war extrem“, sagt sie. Als sie im Asylwohnheim lebten, hatte der Vater Wutausbrüche, jeden Tag. Trank Alkohol, scharfen Schnaps. Seine Gläser durfte nur die Mutter spülen und abtrocknen. „Gut, das hat nichts damit zu tun, dass ich abgehauen bin“, sagt sie, „aber das war so ein krasser Tick von ihm.“ Oft kam er nach Hause, prügelte auf die Mutter ein, prügelte auf den großen Bruder ein und auf die große Schwester. Und die Anlässe? Nichtigkeiten. Wenn er Jamina nicht geschlagen hat, musste sie zuschauen. „Er wollte, dass wir zusehen, dass wir Angst bekommen vor ihm.“ Manchmal hat die Mutter die Flaschen ausgeleert, „dann ist er ausgerastet“. Sieben Mal ist die Mutter mit den Kindern abgehauen, in ein Frauenhaus, sieben Mal ist sie wieder zum Vater zurück. Jede Rückkehr: eine Tortur. Der Vater brüllte, wie könnt ihr mir das antun.

Als Jamina geht, nimmt sie nichts mit, außer ihr Laptop, das Aufladekabel, Geld. Sie sagt der kleinen Schwester Tschüss und der Mutter, dass der Kunstkurs wohl bis zum Nachmittag laufe, sie soll nicht mit dem Mittagessen auf sie warten. Am Bahnhof denkt sie, nur schnell weg von hier, dass mich niemand erkennt. Sie setzt sich in einen falschen Zug, der schnellere fährt vom gegenüberliegenden Gleis ab. Sie bleibt trotzdem sitzen, eine halbe Stunde, im Zug, im Bahnhof. Sie ist aufgeregt, sie ist traurig, sie hat Angst vor der Zukunft. Wie soll alles werden? Bis dahin, sagt sie heute, „hatte ich noch nie etwas riskiert in meinem Leben.“

Am Bahnhof am neuen Ort steht eine Frau von Papatya. Jamina erkennt sie sofort. Sie steigen in ein Taxi, Jamina weint. Sie kommen in der Wohnung an, die Papatya angemietet hat und deren Adresse geheim bleiben muss. Jamina denkt an ihre Mutter, und was sie wohl denken mag. Jamina würde sie am liebsten anrufen, aber sie muss ihr Handy abgeben, Handys lassen sich orten. Es ist ein lauer Abend, die weggelaufenen Mädchen und ihre Betreuerinnen gehen ins Freiluftkino, ein Film über den britischen Astrophysiker Stephen Hawking. Jamina beschleicht ein Gefühl, das sie bis dahin nicht kannte: „Ich habe an diesem Abend erlebt, wie schön es sein kann, wenn man in Freiheit lebt.“

Der Vater. Zwangsverheiratet mit 15 Jahren in Islamabad. Ein paar Jahre später flieht er mit seiner Frau nach Deutschland. Sie wohnen in Asylwohnheimen in Thüringen, bekommen Kinder. Einmal hat sich

Jamina einen Videofilm angeschaut von der ersten Unterkunft. Die Armut zu sehen, hat sie bedrückt. Ein Zimmer mit Waschbecken, Matratzen in der Ecke, die nachts rausgerollt wurden, „Ich habe erst gar nicht geglaubt, dass das Deutschland ist. Ich dachte, das ist Pakistan.“

Ein letztes Mal erzählt sie von ihrem Vater, von der Tyrannei. „Ich kann jetzt abends auch mal ein Bier trinken gehen“, sagt sie. „Ich stand eigentlich immer unter Druck. Nichts war erlaubt. Mein Vater schrie und schlug und drohte. Ich war total eingeschüchtert.“ Sie will jetzt lieber von der Gegenwart erzählen.

Papatya ist türkisch und heißt: Kamille. „Es ist das Kraut, das überall wächst“, sagt Eva Kaiser, die Leiterin von Papatya. „Das Kraut, das nicht wegzukriegen ist und das Wunden heilt.“

Ein Gespräch mit Eva Kaiser kann sehr deprimierend sein. Sie erzählt von einem elfjährigen Mädchen aus einer libanesischen Großfamilie, die zu Papatya geflohen ist, weil sie ihren Cousin heiraten sollte. Das Mädchen wurde geschlagen und zu Reisen in den Libanon gezwungen, um dort ihren Bräutigam kennenzulernen. Drei Mal ist das Mädchen von zu Hause abgehauen, drei Mal ist sie zu ihren Eltern zurückgekehrt. Das komme oft vor, sagt Eva Kaiser. „Die denken, da muss es doch einen Funken Liebe geben für mich.“ Das Mädchen hat es nicht geschafft. Sie ist verheiratet worden. „Die wird eine Kandidatin fürs Frauenhaus“, sagt Kaiser. „Ich wünschte, dass solche Eltern ins Gefängnis kommen.“

Sie sah im Koran nach, ob da irgendwo steht, dass man die Frau schlagen soll. Der Vater lachte nur

Mädchen und junge Frauen, die von zu Hause abhauen, litten in der einen oder anderen Form. „Man kann keine neue Identität annehmen“, sagt Eva Kaiser, „und nicht leiden.“ Viele hätten auch Todesangst. „Sie sind weggelaufen und wissen, die ganze Familie rotiert, um sie zu finden.“

Papatya sorgt dafür, dass die Mädchen nicht gefunden werden. Die WG ist in einem Hinterhaus, auf dem Klingelschild steht ein Fantasienamen. Die Mädchen, die hier unterkommen, bis ihren Eltern das Sorgerecht entzogen worden ist, dürfen niemandem die Adresse verraten, keine Freunde mitbringen. Wer die Adresse verrät, muss gehen.

Als Jamina bei Papatya ankommt, richtet die Polizei Auskunftsperren beim Einwohnermeldeamt, bei der Rentenversicherung, bei der Krankenkasse ein. In der neuen Schule hat sie auch Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Wenn sie genervt ist von einer Betreuerin in ihrer Mädchen-WG, erzählt sie ihren Mitschülern: „Meine Mama hat gestern wieder genervt.“ Das neue Le-

ben ist auch ein ständiges Abwägen: Wem kann ich was erzählen? „Ich fühle mich nicht schlecht, wenn ich lüge“, sagt sie. „Lieber doppelt sicher sein. Es gibt ja auch Pakistanis an meiner Schule.“

Jamina ist vor ihrem Vater geflohen, heute, ein Jahr später, sucht sie noch immer eine Erklärung für seine Gewalt. Sie glaubt, Deutschland habe ihm nicht gutgetan. Einmal kam er abends nach Hause und erzählte, dass er mittags in einem Restaurant war und der Kellner ihm gesagt habe, hau ab, hier gibt's nichts umsonst. „Vom Rassismus her war unsere Stadt richtig krass“, sagt Jamina.

Als die ostdeutsche Stadt der Familie eine Wohnung vermittelt, „wurde mein Vater dann plötzlich auch sehr religiös“. Dagegen habe sie eigentlich nichts gehabt, gegen die Religion, „aber bei ihm hatte das diesen gewalttätigen Touch“. Er schlug die Mutter fast jeden Tag. Sie schaute im Internet nach, kann das sein, dass der Koran es erlaubt, Frauen zu schlagen? Sie fand eine Seite, die das mit dem Streit zwischen Eheleuten so erklärt hat: Am ersten Tag solle der Ehemann einfach kein Wort wechseln mit seiner Frau, am zweiten ihr den Rücken im Bett zuwenden, am dritten mit einer Nadel an ihrem Rücken entlangfahren. „Er hat mich ausgelacht, als ich ihm das gesagt habe.“ Jaminas Mutter hat den Ehemann immer wieder gebeten, einen Therapeuten aufzusuchen. Am Ende ist sie alleine zu einem gegangen. Und der Vater? „Hat meiner Mutter gesagt: Siehst du, du bist die Verrückte.“

In den ersten Tagen im neuen Leben war Jamina verwirrt. So viele Dinge mussten erledigt werden, wo anfangen? Die Betreuerinnen von Papatya baten sie, alles aufzuschreiben, weshalb sie abgehauen ist. Es sind drei volle Seiten, die Jamina nicht zeigen möchte. Sie ist dann jeden Morgen früh aufgebrochen und hat drei Schulen am Tag aufgesucht, hat sich zum Sekretariat durchgefragt, aber überall hieß es: Wir sind voll, wir können dich nicht nehmen, außerdem hast du nur ein Jahr lang Französisch gehabt.

Aber sie hat sich nicht abwimmeln lassen. Irgendwann hat sich eine Direktorin für sie eingesetzt und eine Ausnahme-genehmigung beantragt. Jamina hat dabei gelernt, dass es gar nicht so schwierig ist, etwas zu erreichen. „Du musst es nur wollen.“ Möchte sie ihren Vater wiedersehen? „Ach, keine Ahnung. Ich brauche Kraft, um gegen seine Vorwürfe anzuhalten, und diese Kraft habe ich noch nicht.“

Mit ihrer Mutter hat sie schon ein paar Mal wieder telefoniert, getroffen haben sie sich aber noch nicht. „Sie sagt vorsichtig, dass sie mich sehen möchte, sie weiß aber auch, dass das ein sensibles Thema ist.“

Eigentlich, sagt sie, und schaut einen mit großen braunen Augen an, „bin ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben so richtig glücklich.“

Zum Glück gehört, dass sie nicht mehr fürchten muss, zu sehen, wie ihre Mutter geschlagen wird.

Jamina hat ihr Fotoalbum mitgebracht. Im Moment fotografiert sie gerne Augen und Bäume, im Winter waren es Äste ohne Blätter. Das Album ist ihr Tagebuch. Auf einer Seite steht: Du darfst die Gewalt deines Vaters nicht legitimieren. Der Satz stammt noch aus der Zeit, als sie gerade erst angekommen war im neuen Leben. „Die Familie verlassen, sagt sie, „ist ein großes Opfer. Du gibst deine Vergangenheit auf. Aber du entscheidest dich auch für eine Zukunft.“

Sie geht jetzt an diesem Ort, in dem sie niemand kennt, auf die Oberstufe, nimmt Nachhilfe, die ihr das Jugendamt finanziert, weil sie unbedingt ihr Abitur schaffen möchte. Kunst würde sie studieren wollen, oder Kunstpädagogik. Es gibt aber auch Tage, an denen möchte sie Architektur studieren, oder Ärztin werden. Auf jeden Fall nicht als Hilfsarbeiter enden wie ihr Vater. Am Tag, bevor sie ihr altes Leben zurückgelassen hat, hat sie ihr gesamtes Vermögen vom Konto abgehoben, 1000 Euro. Das Geld hat sie bis heute nicht angeührt. „Das soll auch so bleiben, das ist für mein Studium.“ Alles ist möglich, sagt sie, ich muss es nur wollen.

Fast keiner kennt ihre Geschichte. Die paar, die sie kennen, staunen: Aber du lachst doch so viel!

Jetzt sind Ferien. Was sie im Sommer macht, weiß sie noch nicht so genau. Vielleicht mal ans Meer fahren. Wellen fotografiert sie gerne. Sie jobbt jetzt und brät Kartoffelpuffer. 350 Euro bekommt sie vom Jugendamt im Monat, davon muss sie alles kaufen, Fahrkarten, kaputtes Handysdisplay reparieren lassen, Jeans. Mit dem Kartoffelpuffergeld kauft sie Stifte und Zeichenblöcke. Es ist ihr ein Rätsel, „dass es Menschen gibt, die für einen Kartoffelpuffer 3,50 Euro bezahlen“. Sie hat auch schon ungute Erfahrungen gemacht. Einer Frau war der Puffer nicht knusprig genug. „Der kann auch schon ein bisschen dunkler sein, wir sind ja nicht auf der Flucht jetzt.“ Sie sagt den Satz noch einmal, als könne sie selbst nicht glauben, dass jemand so mit ihr spricht.

Jaminas Geschichte kennen nur wenige. An ihrer Schule wissen drei Leute Bescheid, sagt sie. „Die haben mir das erst gar nicht geglaubt, die haben gesagt, du lachst doch so viel!“ Noch ein Jahr Schule, dann Abitur. Als erstes möchte sie aus der WG raus, dann einen gut bezahlten Nebenjob suchen. Und keinen Kontakt mehr zu Sozialarbeitern und Jugendamtsangestellten. „Ich möchte so schnell wie möglich raus aus diesem ganzen Hilfskreislauf.“

Jamina hat ihre Vergangenheit abgelegt vor 388 Tagen, wie einen Mantel, der im Altkleidercontainer liegt. Sie trägt jetzt einen neuen. Es gibt Momente, in denen staunt sie über sich selbst. Letzte Woche war so einer. Sie war Döner essen mit Freunden, als ihr im Lokal drei junge Männer hinterhergestarrt und blöde Sprüche geklopft haben. Die neue Jamina ist dann aufgestanden und hat sich an den Tisch der Jungs gestellt. Ob sie so auch mit ihren Schwestern reden würden, hat sie gefragt. Ganz ohne Angst.